

TEXT UND FOTO EVA BLEY

# »AM BESTEN GESCHLECHTS- VERKEHR«

Immer hat sie auf ihre Gesundheit geachtet, beim Essen sowieso und auch sonst: viel Bewegung, dazu Yoga. Doch dann die Hiobsbotschaft: Krebs! Eine Frau erzählt

**S**tatt Komplimenten höre ich immer öfter: »Du siehst aber blass aus.« Jetzt spricht mich auch noch der alte Nachbar an: »Sie sind so schmal geworden, Frau Bley.« Total im Stress habe ich kaum Zeit, darüber nachzudenken, wie es mir geht. Ich habe Durchfall, oder es schmerzt und blutet beim Stuhlgang. Wird wohl eine Hämorrhoid sein. Ich will der Sache auf den Grund gehen, überwinde meinen Abscheu und taste einfach mal, betont beiläufig beim Fernsehen. Da ist etwas Hartes, unregelmäßig geformt. Déjà-vu! Bei meinen Rättchen fühlte es sich ähnlich an. Der Sohn meiner besten Freundin bekam Angst vor seinen Haustieren, ich erbarmte mich und wurde ein paar Jahre zum Rattenfan. Jimmy und Johnny, danach Jeanie und Jenny. Alle bekamen steinharte, bizarr geformte Tumore. Die Geschwüre wurden riesengroß, die Tierchen immer dünner und schwächer. Alle wurden eingeschläfert. Darmkrebs! Die Angst erfasst mich als heiße Welle. Panisch rufe ich Britta an. »Eva, aber doch nicht bei deiner gesunden Lebensweise, dem

vielen Yoga. Das muss sich bestimmt so anfühlen da drin«, beruhigt sie mich. Ich vereinbare trotzdem einen Termin zur Darmspiegelung.

Eine Freundin kennt sich aus. Damals bei der Polizei habe sie mehrmals eine Koloskopie gemacht, Magen und Darm seien ganz kaputt gewesen von Stress und Mobbing. Gott sei Dank wurde nie etwas gefunden. Danach fühle man sich toll, so leicht mit wunderbar flachem Bauch. Nur die Prozedur vorher sei unangenehm. Ich sage den Termin ab, die Prozedur passt nicht in meinen Kalender, auch weitere Termine nicht, immer ist irgendetwas. Ein halbes Jahr vergeht.

Die Reinigung vorher ist fürchterlich. Wie zum Hohn wird der Geschmack des Elektrolyttrinks mit »Passionsfrucht – Orange« beschrieben. Während ich das Zeug herunterwürge, trample ich von einem Fuß auf den anderen und schüttle mich. Von der Untersuchung bekomme ich dank Schlafspritze nichts mit. Drei Tage später sitze ich erneut in der noblen internistischen Gemeinschaftspraxis am Berliner Kudamm zwischen gestylten Patienten, Design und Kunst. Selbst das Personal am

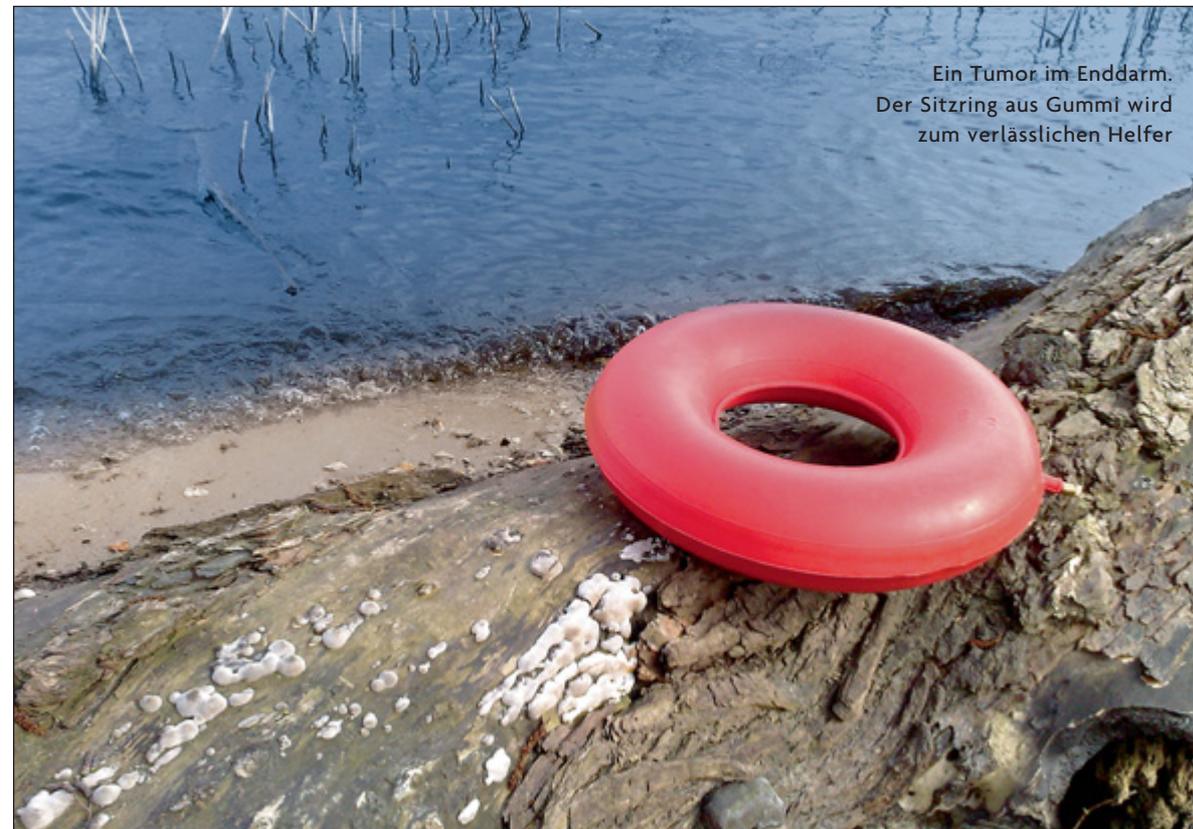
Empfangstresen ist ausgesucht schön. Nervös halte ich mich an dem Wasserbecher aus dem Spender fest. Die Ärztin, Frau Dr. T., bittet mich lächelnd in ihr Zimmer. Ich deute die entspannte Begrüßung als Entwarnung. »Sie haben einen sehr bösartigen Tumor, Krebs!« Irrsinnigerweise lächle ich jetzt auch, wohl eine Schockreaktion.

Da sitze ich nun, 52 Jahre alt, allein, gerade ohne Job, mit einem bösartigen Tumor im Hintern. Und jetzt? Eile ist geboten, so viel verstehe ich. Dr. T. telefoniert und macht es dank ihrer Kontakte möglich, dass ich sofort zu einer Onkologin nach Moabit – da wohne ich – fahre. Diese Praxis ist weniger chic, im Wartezimmer sitzt eine Türkin mit Kopftuch samt vierköpfigem Anhang. Die Ärztin wirkt taff. Auch sie lächelt, während sie erklärt, was auf mich zukommt. Keine Operation, die würde den Verlust von Enddarm und Schließmuskel bedeuten und damit einen lebenslangen künstlichen Darmausgang. Eine Kombination aus Strahlen- und Chemotherapie soll den Krebs abtöten. Diese Methode zeige gute Erfolge, mein Krebs sei gar nicht so selten. Die Therapie könne ambulant

erfolgen, ich würde einen Hintern wie ein Pavian bekommen und müsste halt immer bei meiner Toilette sein. Die Haare würden aber nicht ausfallen. Acht Wochen Bestrahlung und Chemo, vier Wochen erholen, dann die Reha. »In einem halben Jahr sind sie wieder fit!« Die Ärztin strahlt. Ich verstehe nicht ganz, habe aber keine Chance zu fragen, auch Frau Dr. K. aktiviert ihre Connections am Telefon: »Neueingang Analkarzinom, brauche dringend Termin für CT sowie Vorstellung Strahlentherapie.« Jetzt müsse sie aber gleich los, ich war ja nur eingeschoben. Sie überreicht mir noch eine Mappe mit Flyern, Hinweisen, Formularen und stellt den Patientenpass aus. »Wir sehen uns nächste Woche, vorher haben Sie den Termin in der Strahlenabteilung der Charité.«

Auf der Straße bricht es in mir zusammen. Britta besucht mich, und wir liegen weinend auf dem Teppich. Was soll nun werden? Ab heute steht mein altes Leben still. Mein neues Leben findet in Arztpraxen, Kliniken, Wartezimmern statt, ein ganzes Universum aus Ärzten und ihrer Entourage an Mitarbeitern. Termine stehen an: Leistensonografie,

Ein Tumor im Enddarm.  
Der Sitzring aus Gummi wird  
zum verlässlichen Helfer



MRT, Endoskopie, CT, Implantation eines Ports, Planung CT. Ich hatte Freunden von der Darmspiegelung erzählt. Wie offen soll ich mit dem Ergebnis sein, wem sage ich was? Ich treffe eine Freundin und sage frei heraus, was los ist. Sie schaut mich an wie eine Todgeweihte. Eine andere nennt mich ab sofort nur noch Evilein oder Mäuschen. Und alle, wirklich alle kennen Geschichten von Leuten mit Krebs. Als sollten Angst und Unsicherheit vor »dem König aller Krankheiten« unter einer Lawine von Geschichten begraben werden. Bald beginnt sich eine unsichtbare Wand zwischen meine Leute und mich zu schieben. Ich stehe jetzt auf der anderen Seite. Von was? Vom Leben?

**E**rstgespräch in der Charité. Die Ärzte dort seien Frauen, hatte Frau Dr. K. aus Moabit gesagt. Für mich war das ein Argument, wenn es um intimste Körperregionen geht. Die Ärztin, Dr. S., ist mir nicht sympathisch. Jetzt bloß nicht dichtmachen, Eva, es geht um dein Leben! Ich bin aufgeregt und will alles wissen, Dr. S. will die Patientenaufklärung hinter sich bringen. Sie schaut auf ein mehrseitiges Formular und verhandelt routiniert die zu erwartenden Nebenwirkungen. 33 Bestrahlungen, gleichzeitig zwei Chemotherapien. Sie zeichnet das Bestrahlungsfeld in eine schematische Darstellung des Unterleibs. Nicht nur der Tumor, auch Blase, Teile des Darms und alle weiblichen Organe liegen darin. Die wahrscheinlichen Nebenwirkungen: Reizungen und Entzündungen der Schleimhaut, Risse, nässende Wunden, Geschwüre und Blutungen überall am Körper, nicht nur im Bestrahlungsfeld, Blutarmut, Anfälligkeit für Infektionen und Blutungen, Herz-Rhythmusstörungen, Herzmuskelschwäche, Knochenmarkdegeneration, Übelkeit, Erbrechen, Durchfälle, Darmkrämpfe, Schleim- und Blutabgänge. Ohne aufzuschauen wechselt sie zu den Spätfolgen: vor-

zeitiger Beginn der Wechseljahre, Unfruchtbarkeit. »Bei jüngeren Frauen würde man vor der Bestrahlung die Eierstöcke verlegen und später zurück an ihren Platz setzen sowie Eizellen zum Einfrieren entnehmen – aber in Ihrem Alter?«

Bevor ich darüber nachdenken kann, dass ich auch in meinem Alter gerne meine intakte Weiblichkeit behalten möchte, hagelt es weitere Spätfolgen. Jetzt schaut sie mir direkt ins Gesicht. »Schrumpfscheide.« Schrumpfscheide? Ich will keine Schrumpfscheide, was ist das überhaupt? Durch die Bestrahlung können die Schleimhäute der Vagina miteinander verkleben, das ganze Organ schrumpft. Damit das nicht passiert, solle ich am besten viel Geschlechtsverkehr machen, rät sie weiter und schaut wieder auf das Dokument. »Außerdem fangen Sie rechtzeitig mit Sitzbädern an, um die Haut des Intimbereichs zu gerben. Die Eichenrinde dazu gibt es in Apotheken und bei Kräuter-Kühne. Sie könnten auch Rinde vom Baum reißen und auskochen.« Für einen Moment scheint sie ganz begeistert. Zum Schluss schreibt sie Anmerkungen in eine vorgesehene Rubrik. Ich sage, dass ich ihre Schrift nicht lesen könne. Das müsse ich auch nicht. Ich setze meine Unterschrift unter die Einwilligungserklärung und bin fix und fertig. Ich sage, das sei alles sehr viel für mich und der ganze Zustand noch sehr frisch. Falls ich psychische Probleme habe, hätte ich Anspruch auf eine Psychoonkologin. Damit ist das Gespräch beendet. Termine mache Schwester Tanja.

Ein paar Tage später sitze ich wieder in der Moabiter Praxis zum Aufklärungsgespräch über die Chemotherapie. Dr. K.'s resolute Begrüßung kommt fast schreiend: »Alles gut!« Sie holt etwas aus der Schublade, das aussieht wie eine Art Trinkflasche mit einem dünnen Schlauch dran. Die Chemo werde hier in der Praxis gelegt, ich nähme sie mit, vier Tage bleibe die an mir dran. Durch diese Pumpe laufe das Mittel in den Port, direkt in die Herzvene. Wie unheimlich, denke ich und frage

nach Komplikationen. »Die gibt es nicht, und wenn, dann stellen Sie die Chemo aus. Da ist so ein kleiner Schalter.« Dann geht es wieder um den Pavianhintern und das Leben bei der Toilette. »Ich ver-schreibe Ihnen schon mal einen Sitzring, denn auf einem Stuhl werden Sie so nicht mehr sitzen können.« Dr. K. lächelt die ganze Zeit, als müsse sie das fehlende Lächeln von Dr. S. ausgleichen. Zum Abschied schreit sie wieder: »Alles gut!« Auf dem Rückweg gehe ich ins Sanitätshaus. Zuletzt war ich in so einem Laden, um Windeln für meinen dementen Vater zu bestellen. Jetzt kaufe ich mir tatsächlich einen nach Gummi stinkenden Sitzring.

Zu Hause fühle ich mich niedergeschlagen. Gefühle von Leere und Erschöpfung setzen Bilder aus der Kindheit frei. Dr. Bening kam jede Woche zu uns, um nach meiner chronisch kranken Mutter zu sehen. Ein großer, lieber Mann in Strickweste und Fliege mit einer verbeulten Dokortasche, aus der er Stethoskop und Blutdruckmessgerät zog. Jedes Mal durfte ich auf seinem Fuß sitzend eine Runde durchs Wohnzimmer reiten.

Meine Gedanken gehen spazieren in den Stationen meines Lebens, bis mir unvermittelt einfällt: Havelhöhe, die anthroposophische Klinik! Eine Freundin hatte davon erzählt. Ich google die Webseite. Ein großes Ärzteteam, alle tragen türkise Kittel und Atemmasken. Lustiges Foto! In der Rubrik Darmzentrum klicke ich ein Video an und höre Prof. L. mit rheinländischem Akzent: »Sie wissen, wenn Sie eine Krebsdiagnose erhalten, werden Ihnen die Beine weggerissen, da haben Sie viel Sorge.« Krebs betreffe immer den ganzen Menschen in seiner Vielschichtigkeit, da sei es zu wenig, einfach nur den Tumor herauszuschneiden. Das Video endet mit dem Hinweis, jeder Patient mit einer Krebsdiagnose erhalte innerhalb von 24 Stunden einen Termin für ein Beratungsgespräch, da die Zeit oft dränge. Da muss ich hin!

Das Gesetz legt fest, dass jeder Patient das Recht auf eine zweite ärztliche Meinung hat. Ich fahre in die Ambulanz nach Havelhöhe. Dr. M. trägt keinen Kittel. Er nimmt sich Zeit für meine Fragen. Die Radiochemotherapie sei in meinem Fall einfach Standard. Maßnahmen zur Immunstärkung können diese Therapie jedoch effektiv ergänzen. Als anthroposophischer Arzt ist er vom Erfolg einer Misteltherapie überzeugt. Wurde nicht schon Asterix' Zauberkraut aus Misteln gebraut? Auch in

diesem Gespräch geht es um die Schrumpfscheide. Und zwar als den »worst case für alle«, den schlimmsten Fall, denn unabhängig von sexuellen Einschränkungen könne man schlichtweg nur noch mit Schmerzen laufen. Leider müsse ich mich darauf einstellen, dass die vor mir liegenden Wochen zum Ende hin einfach »viehisch« würden. Für die Strahlentherapie empfiehlt er eine andere Praxis. Der weite Weg hat sich gelohnt. Ich sage alle Termine in der Charité und bei Dr. K. ab.

Die Praxis für Radioonkologie und Strahlentherapie ist frisch eröffnet, das Gelände und Teile des Hauses sind noch eine Baustelle. Aber der Betrieb läuft schon. Mit Strahlenmedizin lässt sich viel Geld verdienen. Die Praxis ist edel eingerichtet, und alles, alles ist neu. Der diensthabende Arzt – meine Mutter würde sagen, ein ganz feiner Mann – klärt mich sachlich und freundlich über den Therapieverlauf auf, ein paar Bestrahlungstermine weniger und ein etwas kleineres Bestrahlungsfeld als in der Charité. Wieder gebe ich schriftlich mein Einverständnis. Ich soll eine spezielle Diät einhalten. Nun ist es erst einmal vorbei mit meiner gesunden Ernährung. Erlaubt sind Weißbrot, Nudeln, Kuchen und Süßigkeiten, gemieden werden sollen Obst, Gemüse, Salat, Vollkornbrot, Müsli. Zu jedem Termin ist ein Badetuch mitzubringen, der Darm leer und die Blase voll zu halten. Bestrahlt wird jeden Tag außer am Wochenende. Auf meinen Körper werden großflächig Markierungen gemalt, die ich auf keinen Fall abwaschen dürfe, also ein paar Wochen nicht duschen und baden schon gar nicht.

**A**m ersten Behandlungstag liege ich auf dem strahlendurchlässigen Karbontisch, die Chemo-pumpe in einem Tragegurt, brustabwärts nackt, die Beine gespreizt. Good bye, Schamgefühl! Zwei Assistentinnen positionieren mich entsprechend der glühend roten Laserstrahlen, die plötzlich überall im Raum sind. Bis alles passt, dauert es. Millimeterarbeit! Dann lassen sie mich alleine mit dem riesigen »Artiste«. Dieses technische Wunder von Siemens wurde erst letztes Jahr gebaut und zählt zu den präzise- sten Strahlenapparaten. Vom Nebenraum aus gesteuert setzt sich das Gerät in Bewegung und beginnt, um

**AUF MEINEN KÖRPER WERDEN großflächig Markierungen gemalt, die ich auf keinen Fall abwaschen dürfe, also ein paar Wochen nicht duschen und baden schon gar nicht.**

mich herumzufahren. In fünf Positionen verharrt es und schießt seine Strahlen ab. Ich spüre nichts, höre nur technisches Brummen, das in den Positionen variiert. Ich darf mich auf keinen Fall bewegen. Nach zehn Minuten ist der Spuk vorbei. Ich nehme mein Handtuch vom Tisch und gehe zurück in die Kabine, um mich schnell anzuziehen, die volle Blase drückt. So wird es ab heute jeden Tag sein.

Die AOK hat den Antrag auf Taxifahrten zu den Behandlungen genehmigt. Ich zeige dem erstbesten Taxifahrer die Formulare. »Schön für Sie, aber nicht mit mir, da krieg ich ja erst in drei Monaten mein Geld. Da werden Sie wohl niemanden finden.« Genauso ist es. Die Suche nach einem Unternehmen, das sich dem Papierkrieg mit handschriftlichen Fahrtenlisten stellt, erschöpft mich. Wie kann es sein, dass Patienten im Zeitalter von Chipkarten und Datentransparenz ein gnädiges Unternehmen suchen müssen? Ich finde doch noch einen auf Krankenfahrten spezialisierten Taxidienst. Am nächsten Tag stutze ich, als kein Taxi, sondern ein blau verblasster Daimler, Baujahr 1986, mit selbst gebastelter Folienschrift »Kranken Transport« vor der Tür steht. Meine Nachbarn sollten eigentlich nicht mitbekommen, was mit mir los ist.

»Ich bin der Thorsten«, begrüßt mich der Fahrer. Die blaue Lederausstattung in der ollen Karre finde ich gar nicht so schlecht. Thorsten ist sehr mitteilungsbedürftig. Ein paar Tage später, auf dem langen Rückweg von Havelhöhe – die Chemo wurde abgehängt, die zweite kommt erst am 29. Tag wieder dran –, erzählt er mir sein halbes Leben. Sein Stundenlohn liegt bei 6,50 Euro brutto, früher war er als Kontrolleur im Nahverkehr unterwegs, bis er im U-Bahnhof fast abgestochen wurde. Danach konnte er den Job nicht mehr machen. Thorstens Themen sind das Geld, der Chef und der Verkehr. Das wird in den Wochen so bleiben.

Die Struktur meines neuen Lebens: Fahrten zu den Behandlungen, tägliche Sitzbäder, viele leichte Mahlzeiten, frühes Zubettgehen, denn laut Dr. M. hat der Schlaf vor Mitternacht großes Heilpotenzial. Nach der Chemo ist mir ständig übel, nach zwei Wochen zeigen sich Nebenwirkungen.

Dr. W. vom Strahlenteam erklärt: »Das wird noch schlimmer, etwa so, als hätte man Ihnen ein heißes Bügeleisen in die Genitalien gedrückt. Da müssen Sie leider durch, wir können Sie bestenfalls mit Schmerzmitteln unterstützen.«

Je elender es mir geht, desto dicker wird die Wand zwischen mir und meinen Leuten. Ich will niemanden mehr sehen, nehme nur die zwei Liebsten mit auf meine Seite. Sie sorgen für mich, kaufen ein, trösten mich am Telefon. Ansonsten beschränken sich meine Kontakte auf Thorsten und seine zwei Kollegen sowie das Personal in den Praxen. Ich lerne viele neue Namen, Melanie, Gomala, Sabine ... Beim Warten vor der Bestrahlung gibt es berührende Begegnungen. Die Frau mit inoperablem Gehirntumor, die sich darum sorgt, ihren Hund gut unterzubringen. Sie hat keine Kraft mehr für Spaziergänge mit ihrem Liebling, den Auslaufservice kann sie nicht bezahlen. Der Krebs hat sie finanziell ruiniert. Was mag aus ihr geworden sein? Eine andere, sie hat Brustkrebs, strahlt über das ganze Gesicht. Heute ist ihr letzter Termin. Die Haare wachsen endlich wieder, richtig dicht und plötzlich lockig wie bei einem Pudel. Sie hat große Angst davor, in den Stress ihres Berufslebens als Radiomoderatorin zurückzukehren.

Auf meinem Teppich finde ich Stuhl. Dr. M. erklärt, momentan sei das wie bei den Vögeln, die keinen Schließmuskel haben, da fällt alles einfach heraus. Das werde vorbeigehen. Aber jetzt ist es da!

**E**inmal springe ich in mein altes Leben zurück und feiere meinen Geburtstag. Keine Kraft für Besuche zu Hause, lade ich in ein Café zum Kaffeeklatsch. Für drei Stunden bin ich einfach nur glücklich. Ein Blumenmeer und tolle

Geschenke erinnern mich noch lange an diese kleine Flucht. Dann wird es wirklich viehisch, die Schamlippen voller Brandblasen, um den Schließmuskel herum offene Wunden, ständig Blut und ätzender Durchfall. Ich laufe steif und breitbeinig wie ein Seemann, dicke Schutzvorlagen zwischen den Beinen. Der Sitzring wird mein bester Freund, ein tolles Hilfsmittel! Wider Erwarten setzt starker Haarausfall ein, die Schamhaare waren schon in der zweiten Woche ausgegangen. Auf der Toilette beiße ich in ein Handtuch, damit die Nachbarn mich nicht schreien hören, denn die Schmerztabletten helfen nicht mehr. Die zweite Chemo haut mich richtig um. Am 27. Bestrahlungstag kann ich nicht mehr. Dr. M. weist mich stationär ein.

## DIE ÄRZTIN EMPFIEHLT MIR, nach dem Abheilen der Wunden sofort mit dem Geschlechtsverkehr zu beginnen. Wir vereinbaren einen Termin in drei Monaten, erst dann kann der Erfolg der Therapie kontrolliert werden.

Neben der Schmerztherapie mit Opiatinfusionen – »Frau Bley, Sie sollen nicht leiden, melden Sie sich!« – erhalte ich psychologische Betreuung, Therapeutisches Malen, Plastizieren sowie Heileurythmie. Die Idee dazu ist, dass mit Krebspatienten seit Diagnose immer nur »gemacht« werde – beim Malen, beim Tonkneten, bei der Heileurythmie können sie sich endlich wieder als tätige Menschen erleben. Ich mache alles mit, es macht mir wirklich Freude, sogar, die seltsamen Bewegungen im Raum zu Buchstaben zu formen. »Tastend, wie in einem Fluidum, dann wird es M.«

Zu den Bestrahlungen fahre ich nun in Krankenzug der Vertragsunternehmen der Klinik. Die Fahrer sind oft extrem unpünktlich und pampig. »Sie sind hier nicht die einzige Kranke, jute Frau.« Fast verpasse ich deshalb mein Abschlussgespräch in der Strahlentherapie. Die Ärztin, die ich zum ersten Mal überhaupt sehe, empfiehlt mir, nach dem Abheilen der Wunden bald mit Geschlechtsverkehr zu beginnen. Wir vereinbaren einen Termin in drei Monaten. Erst dann kann der Erfolg der Therapie kontrolliert werden.

**I**n der Klinik liege ich die meiste Zeit im Bett, sitze im Park und schaue auf die Havel oder gehe mit meiner Zimmerkollegin Katja, einer alten Wolgadeutschen, zum Essen. Katja spricht ein lustiges Deutsch. »Mein Wanst ist ganz verschnitten, so oft Oppi« – sie meint OP – »gehabt.« Sie hatte ein unglaublich schweres Leben. Ich gewinne diese alte Bäuerin gern. Oft erzählt sie von Usbekistan, wohin sie verschleppt wurde. Dort hat sie als Brigadier in einer Kolchese mit 700 Schweinen gearbeitet und ganz alleine ihre beiden Söhne großgezogen. »Eva, die Ärzte können dir nitt helfen, du musst den Gott anrufen.« Sie hat sich eine

sehr kindliche Frömmigkeit bewahrt, und so beten wir zu den Mahlzeiten: »Tausend, tausend Mal zu dir, liebster Jesu, Dank dafür!« In den zwei Wochen weine ich sehr oft, wer weiß, was da alles hochkommt.

Diese Klinik mit ihren renovierungsbedürftigen Bauten im Grünen und dem ganzheitlichen Therapieansatz ist mir Rettungsanker und Heilungsort. Ich stelle den Reha-Antrag. Dr. M. empfiehlt mir Schloss Hamborn, eine Reha-Klinik mit derselben ganzheitlichen Methode. Da will ich hin! Eine Woche, nachdem ich entlassen bin, kommt der Bescheid von der BfA: »Nach unserer Überzeugung ist dies nicht die geeignete Einrichtung, um die festgestellten Funktionsstörungen zu behandeln und die wesentliche Besserung ihrer Erwerbsfähigkeit im Sinne der Rentenversicherung sicherzustellen.«

Da sitze ich nun auf meinem Sitzring, total erschöpft von den wochenlangen Behandlungen, mit Wunden und einer Windel zwischen den Beinen, einfach nur froh, das Schlimmste überstanden zu haben. Es ist ungewiss, ob der Krebs überhaupt aufgehört hat zu wachsen. Schon in zwei Wochen soll ich aber in eine mir von der BfA zugewiesene Klinik, um meine Erwerbsfähigkeit im Sinne der Rentenversicherung sicherzustellen. Und was ist mit Heilen, ganz gesund Werden, neuen Mut Finden? Ich fahre zur BfA-Zentrale. Als ich der Frau vom Besucher-Service mein Anliegen schildere, fange ich an zu weinen. Vielleicht ist es die Strapaze der ersten Bus- und U-Bahnfahrt seit Monaten oder mein innerer Aufruhr. Frau H. räumt ein, dass vielleicht etwas schiefgelaufen sei, und veranlasst eine Überprüfung.

Eine Woche später erhalte ich den Bescheid, dass die Reha in Schloss Hamborn bewilligt wurde. »Tausend, tausend Mal zu dir, liebster Jesu, Dank dafür!« ■